

Reisebericht 1, Tambacounda, Senegal

Wunderbar, der Schreiber ist wieder im Sattel! Weltumradlungsetappe 35 hat begonnen, die wahrscheinlich letzte Tour in Afrika und mit Sicherheit ein Leckerbissen. Die Reise führt von Dakar in Senegal, sprich dem westlichsten Punkt des Kontinents, bis Benin. Sieben westafrikanische Länder in elf Wochen, das ist der Plan.

Um die Route zu verstehen, muss ich etwas ausholen. In diversen Etappen habe ich in den letzten 25 Jahren die kompletten Strecken vom ägyptischen Alexandria bis Kapstadt sowie von Marokko bis Dakar abgestrampelt. Es fehlte also noch das (ziemlich lange) Verbindungsstück zwischen Dakar und Alexandria, um meine Route durch Afrika in einem riesigen S zu komplettieren. Doch dieses Verbindungsstück ist seit 20 Jahren politisch instabil und in Sicherheitsfragen heikel. Mali, Niger, Tschad, Libyen ... für keines dieser Länder erhalte ich ein Visum, und das dürfte sich in den nächsten Jahren auch kaum ändern. Somit habe ich mich entschieden, als Ersatz von Dakar nach Südwesten zu fahren, und zwar so weit, wie es das EDA als einigermaßen unbedenklich einstuft. Und das ist genau bis Benin. Das «Loch» zwischen Benin und Alexandria nehme ich zähneknirschend in Kauf, es lebe Plan B.

Senegal, Guinea, Liberia, Elfenbeinküste, Ghana, Togo und Benin ... das sind die sieben Staaten dieser Tour. Mich freut es auf all diese Länder, von denen wir einige nur wegen der Fussball-Weltmeisterschaften kennen.

Heute, Leser, berichte ich über den ausgesprochen feuchten Start und suche trotzdem nach Flüssigem, übernachtete in einem frivolen Etablissement und finde heraus, wo und wie man zu Essbarem kommt. Dann, Leserin, radeln wir auf der N1 von Boutique zu Boutique, flößen Obstsaft ein und fragen uns, was Senegal mit einer Bratpfanne gemeinsam hat. Viel Spass bei der ersten Mail!

1

LAND UNTER

Die Regenzeit dauert im Normalfall bis Ende September. Ich wusste also, dass ich zu Beginn mit Nässe konfrontiert sein könnte. Der Besitzer des kleinen Hotels in Flughafennähe holte mich am Airport ab, und kaum hatte ich die Zimmerschlüssel in der Hand, ging die Sintflut los. Es goss die ganze Nacht, und am anderen Morgen präsentierte sich die Landschaft als ein einziges Nassgebiet. Auf der Erdstrasse, an der das Hotel lag, war das Fahren kaum möglich, nach 200 Meter sah Herr Meier bereits arg mitgenommen aus. Doch wollte ich denn bereits am allerersten Tag einen Ruhetag einlegen? Nein, wollte ich nicht. Die 40 Kilometer entfernte Stadt Dakar hatte ich auf meiner Etappe 12 bereits eingehend besucht

und mich deshalb entschieden, nicht extra in die Innenstadt zu radeln. Grosse Städte würde ich im Verlauf der Reise noch genügend häufig sehen. Und also startete ich im Nieselregen Richtung Osten. Als ich nach der Erdstrassen-Schlamm Schlacht auf die Asphaltstrasse einbog, boten sich wahnsinnig stimmige, wunderschöne Bilder: Der Himmel war nicht nur oben, sondern auch unter meinen Rädern, alles lag unter Wasser, der Boden präsentierte sich als ein einziger, riesiger Spiegel. Und alles war komplett still. Im Normalfall waren es nur wenige Zentimeter Wasser, die auf der Fahrbahn lagen, manchmal aber reichte das Wasser bis zu den Gepäcktaschen, sodass die Schuhe bei jeder Radumdrehung in der braunen Brühe badeten. Das einzige Geräusch, das ich hörte, war das Gurgel-Gurgel meiner Schuhe, die bei jeder Umdrehung ins Wasser tauchten. Ich fand es wunderschön! Alles sah so friedlich aus. Häuser, Abfallhalden, Bäume ... alles waren kleine Inseln im unendlichen, sanften Spiegelmeer. Nach einer Weile legte sich die Euphorie etwas, und ich fand es bald ziemlich trostlos.

BIENVENU IM PUFF

Das Radeln war kein Zuckerschlecken, und nach 36 Kilometer war bereits Schluss. Die Stadt Mbour zeigte sich als einzige Schlammlandschaft, aus der sich die Hütten der Bewohnenden, die Autowerkstätten und Marktstände erhoben, alles braun und dreckig, doch das Leben nahm seinen gewohnten Lauf. Anderthalb Stunden war ich unterwegs, um zu Geld zu kommen. Am Flughafen hatte ich bereits hundert Euro gewechselt, nicht allzu viel, denn man konnte nicht wissen, ob der angebotene Wechselkurs in Ordnung ist, nun wollte ich an einem Bankomaten genügend liquide Mittel in der Lokalwährung CFA erhalten. Nebst Senegal benutzen auch diverse andere westafrikanische Länder diese Währung, ich konnte also getrost eine grössere Menge beziehen. Doch einfach ist das nicht. Nach einer halben Stunde fand ich endlich einen Bankomaten. Es standen schon ein halbes Dutzend Leute da. Mir schien es eigenartig, dass einige bei einem Mann etwas auf einem Fresszettel notierten. Andere taten es aber nicht. Und also wartete ich, bis ich meines Erachtens an der Reihe war. Als ich zum frei gewordenen Bankomaten schreiten wollte, wies mich der Mann mit dem Fresszettel ab, liess einen anderen Mann gewähren undklärte mich auf. «Monsieur, Sie müssen sich hier einschreiben!», sagte er und zeigte auf sein zerknittertes Papier. Dort waren eine ganze Menge Namen aufgelistet. Fein säuberlich hatte er die Namen jener Personen, die bereits am Bankomaten waren, mit seinem Kugelschreiber durchgestrichen. Zehn Namen waren es noch nicht. Offensichtlich schreibt man sich in der Liste ein, erledigt noch Einkäufe und kommt dann rechtzeitig wieder zurück. Die Leute, die hier eintrafen und sich nicht einschrieben, hatten das eben bereits zu einem früheren Zeitpunkt getan. Okay, ich kam draus. Ich schrieb mich ein und wartete eine halbe Stunde, bis ich ganz offiziell an der Reihe

war. Endlich am Gerät stehend, wollte ich meinen fünfstelligen Code eintippen. Doch der Bankomat liess nur vier Ziffern zu. Nach vier Ziffern war einfach Schluss! Nach mehrfachem Versuch mit allen möglichen Karten musste ich die Übung abbrechen, suchte eine halbe Stunde nach einem anderen Bankomaten und wurde endlich fündig, halleluja, gleich neben einem Supermarkt für die Oberschicht, der sich wie alle anderen Gebäude aus dem Wasser erhob und neben dessen Mauern die Männer in die Kloake pinkelten.

Es stand kein einziger Mensch vor dem Bankomaten, und wunderbarerweise liessen sich dort sämtliche fünf Ziffern meines Codes eintippen, sodass ich bald im Geld schwimmen konnte wie all die Plastik- und Papiertüten in der omnipräsenten Brühe unter meinen Schuhen.

Geld hatte ich also, es fehlte bloss noch ein Bett. Hinter einer versifften Schummerbar konnte ich für die Nacht eines jener Zimmer buchen, die sonst nur stundenweise an zwei Menschen abgegeben werden, die sich im Lokal etwas näher gekommen waren. Dem Bett traute ich nicht, ich breitete meine Campingdecke auf der fettigen Matratze aus und schlief bestens. Das nächtliche Treiben im Gärtchen und den Nachbarzimmern störte mich nicht im geringsten.

FUTTERN IN SENEGAL

Im Supermarkt hatte ich Brot, Käse, Milchpulver, Frühstücksmüesli, Früchte und sonst ein paar Dinge eingekauft, und bald zeigte sich, dass das eine gute Idee war, denn in den folgenden vier Tagen liess sich kein einziger Lebensmittelladen mehr finden, der mehr als ein paar Pommes Chips und Kekse angeboten hätte, geschweige denn einen Supermarkt. Gemäss meinem Hotelier in Tambacounda, einer Stadt mit immerhin 100 000 Einwohnern, gibt es ausserhalb des Grossraums Dakar keine klassischen Läden und Supermärkte, auch nicht hier, in der grössten Stadt des senegalesischen Ostens. Er wies mich auf den «marché central», wo man in einem Tohuwabohu von Ständen Kleider, Lebensmittel und Dinge für den täglichen Gebrauch kaufen kann.

Wenn man durch die riesige Trockensavanne fährt, dort, wo die Sahara in die Sahelzone übergeht und momentan in üppigstem Grün daherkommt, ist es tatsächlich nicht ganz einfach, den Körper mit Lebensmitteln am Laufen zu halten. In den wenigen Dörfern ist es möglich, dass du in einer einfachen Hütte ein paar frittierte Teigbällchen essen kannst, und Maiskolben werden am Strassenrand angeboten. Restaurants sind sehr, sehr selten, und wenn es welche hat, sind sie oft geschlossen. Solltest du das Glück auf deiner Seite haben und ein Restaurant finden, das tatsächlich offen ist, erhältst du meist einen Teller Reis mit Erdnuss- spampe oder Ziegenfleisch. Gegen Abend lassen sich auf kleinen Schubkarren Orangen, Ba-

nanen und Äpfel kaufen, und dank dem kolonialen Erbe Frankreichs gibt es jene Erfindung namens «Baguette». Das wird oft mit Zwiebeln und Geissenfleisch gefüllt.

In den Städten gibt man sich modern, dort gibt es für die Oberschicht ein paar Fast-Food-Restaurants mit Chicken, Hamburger und Pommes. Der Charme dieser Buden ist ziemlich rudimentär, es hängen Neonröhren von der Decke, und über einen Fernseher flimmern entweder indische Schnulzen oder irgend ein Fussballmatch.

Aber es gibt auch Highlights. Sie erfreuen das Radlerherz alle paar Dutzend Kilometer und erheben sich wie Heiligtümer aus der glimmernden Savanne: die Tankstellen. Regnen tut es seit Mbour nicht mehr, vielmehr wird es zunehmend heiss, und die Tankstellen bieten oft nicht nur Benzin, sondern auch einen klitzekleinen Shop mit drei Regalen und einem Kühlschrank, gefüllt mit Coca Cola und Fruchtsäften. Diese Shops heissen hier «Boutique», so witzig. Da es unterwegs nirgends Schatten hat und die Hitze ab 11 oder 12 Uhr exorbitant ist, fahre ich primär von Tankstelle zu Tankstelle, will heissen von Boutique zu Boutique, und manchmal lege ich nach der Notfalleinnahme von einem halben Liter Cola meine Campingdecke vor dem Eingang auf den Boden, um innerhalb einer Sekunde einzuschlafen, oder ich setze mich in Vollmontur in der klimatisierten Boutique auf einen Stuhl, zum Ausziehen des Helms fehlt mir grad die notwendige Kraft, und flösse mir einen Liter Guaven- oder Mangosaft ein, den ersten halben Liter an einem Stück, den Rest noch schluckweise. Herrlich, herrlich, herrlich. Nach zehn Minuten bin ich dann vielleicht fähig, auch etwas zu sagen. Oder mit dem Angestellten zu schwatzen. Noah dürfte Ende zwanzig sein, er betreibt die Boutique der Tankstelle von Konghueul. Ich fragte ihn, wie lange er abends arbeite. «Täglich bis 24 Uhr», meinte er, und er beginne morgens um 8 Uhr. Vier Tage lang arbeite er am Stück, anschliessend habe er einen oder zwei Tage frei, und dann komme der nächste Viertageblock. Ja, das sei schon sehr streng. Er sei katholisch, meinte er lächelnd, und damit gehört er zu einer grossen Minderheit, 95% der Bewohnenden sind muslimisch.

N1

Von Dakar bis Tambacounda fuhr ich fast ausschliesslich auf der N1. Es ist die einzige Strasse, die in den Osten Senegals führt, und entsprechend gibt es auch nicht wenige Lastwagen und Busse. Ab und zu liegen sie eingedrückt, ausgebrannt oder sonst irgendwie zerstört im Gras der Savanne. Vorgestern fuhr ich an einen Unfall, bei dem kurz zuvor ein Bus einen LkW gerammt hatte. Der vordere Teil des Busses war eingedrückt, der Bus mass nun zwei Meter weniger als vor dem Unfall. Das Gepäck der Fahrgäste war noch auf dem Dach.

Am gleichen Abend war ich zu Fuss unterwegs. Ich wollte gleich neben meinem Hotel ins Fussballstadion, dort war ein Turnier am Laufen. Zwei Buben hatten mir, als ich draussen

Herr Meier putzte, gesagt, der Eintritt koste 500 CFA, 75 Rappen, und also wollte ich ein bisschen Fussballluft schnuppern. Kaum war ich auf der Strasse, krachte vor meinen Augen ein Lastwagen in zwei Motorräder. Auf einem der Mofas sassen zwei Leute, mit dem anderen wurden Melonen und Früchte transportiert. Wenige Meter vor mir flogen zuerst die Melonen, dann die Früchte und am Schluss die Körper durch die Luft. Innerhalb von zwei Minuten war die Ambulanz vor Ort, sie war wohl im Fussballstadion einquartiert. Als ich nun sah, wie die Ambulanz die ziemlich übel zugerichteten Körper auf Bahren in die Autos schob, verging mir die Lust auf johlende Fussballfans. Ja, man muss aufpassen auf der N1. Viele Lastwagenfahrer fühlen sich als die Könige der Landstrasse und nehmen kaum Notiz von den Zweiradfahrenden.

Vom Dach meines Hotels schaute ich dann doch noch ein bisschen Fussball. Zuerst spielten die Weissen gegen die Beigefarbenen (wie kann man sich so unglücklich anziehen, sie sahen fast alle gleich aus), dann die Blauen gegen die Orange-Weissen. Auf der Tribüne waren nun bestimmt 200 Leute.

Wenn man mal von den leidigen Unfällen auf der Landstrasse sowie den wenigen Dörfern und Tankstellen absieht, ist das Radeln auf der N1 recht eintönig. Ab und zu halte ich an, um Kuhhirten mit Wasser oder Kekse zu versorgen, aber meistens fahre ich ohne anzuhalten, denn beim Fahren verspüre ich immerhin kühlenden Fahrtwind. Neulich schaute ich abends wie immer auf Jacob, meinen treuen Begleiter, der mir täglich in absolut perfekter Manier die Anzahl der gefahrenen Kilometer, die gemachten Höhenmeter und viele weitere, interessante Fakten liefert. Auf dem Display stand die Zahl 30. Das waren die Höhenmeter. Auf 106 Kilometern Strecke hatte ich an jenem Tag doch tatsächlich nur gerade 30 Höhenmeter gemacht! Senegal ist so flach wie der Boden einer Bratpfanne. Die wenigen Höhenmeter stammten wohl von den Schwellen zur Temporeduktion, den «liegenden Polizisten». Als mein Papa vor etwa 50 Jahren am helvetischen Küchentisch erwähnte, dass es auf einigen Strassen unserer Gemeinde jetzt «liegende Polizisten» gebe, war ich geschockt und fand, die armen Polizisten, viele von ihnen hätten zu Hause doch eine Frau und Kinder, und jetzt müssen sie sich auf den Boden legen? Dass die Autos nun (immerhin in reduziertem Tempo) über sie fahren, fand ich einfach unglaublich. Ich kann mich noch gut an das Gelächter erinnern.

Senegal gilt als die Vorzeigenation Westafrikas. Es ist politisch stabil, hat insgesamt eine geringe Kriminalität, ist wirtschaftlich prosperierend und erhält in Sachen Infrastruktur die besten Noten. Senegal war für mich bislang also der homöopathische Einstieg. Die Knacknüsse kommen alle noch. Es wird spannend werden, haha.